

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Giovanni, Maurizio de
Der Frühling des Commissario Ricciardi

Kriminalroman
Aus dem Italienischen von Doris Nobilia

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4174
978-3-518-46174-7

suhrkamp taschenbuch 4174

Der Südwind trägt einen Hauch von Blütenduft in das vom Faschismus beherrschte Neapel. Carmela Calise aber darf diesen Frühling nicht mehr erleben. Die Wahrsagerin und Geldverleiherin wird brutal ermordet in ihrer Wohnung aufgefunden. Die Liste derer, die sich von ihr die Karten legen ließen, ist lang und führt Commissario Ricciardi bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft. Als alle anderen davon ausgehen, dass die Calise von einem ihrer Schuldner umgebracht wurde, ist Ricciardi der Einzige, der daran zweifelt. Die letzten Worte der Toten im Ohr, ermittelt er weiter.

Auch im zweiten Teil der Serie um den charismatischen Commissario Ricciardi ist der Mann, der die letzten Gedanken der Toten hört, den Abgründen menschlichen Handelns auf der Spur.

Maurizio de Giovanni wurde 1958 in Neapel geboren, wo er bis heute lebt. Auf Deutsch erschien von ihm bereits *Der Winter des Commissario Ricciardi* (st 4102).

Doris Nobilia wurde 1974 in Dillingen (Saar) geboren. Sie lebt als freie Übersetzerin in Frankfurt am Main.

Maurizio de Giovanni
**DER FRÜHLING DES
COMMISSARIO RICCIARDI**

Kriminalroman

Aus dem Italienischen von
Doris Nobilia

Suhrkamp

Die italienische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
La condanna del sangue. La primavera del commissario Ricciardi
bei Fandango Libri s.r.l., Rom

© 2008 Fandango Libri s.r.l.

Umschlagabbildung: Paul Knight, Trevillion Images

suhrkamp taschenbuch 4174

Erste Auflage 2010

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46174-7

2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

**DER FRÜHLING DES
COMMISSARIO RICCIARDI**

INoch konnte es niemand wissen, aber an jenem Nachmittag war der letzte Winterregen gefallen. Die Straße warf den schwachen Schein der Laternen zurück, die sich in der windstillen Luft nicht bewegten. Das einzige Licht zu dieser Abendstunde kam aus dem Salon des Herrenfriseurs. Drinnen polierte ein Mann einen Messingspiegel.

Ciro Esposito war ein stolzer Vertreter seiner Zunft. Er hatte sein Handwerk schon als Kind gelernt: In dem Laden, der einst seinem Großvater und dann seinem Vater gehörte, fegte er die Haare tonnenweise vom Boden und wurde im Übrigen wie ein normaler Angestellter behandelt; vielleicht kassierte er sogar die ein oder andere Ohrfeige mehr, wenn er nicht blitzschnell Rasiermesser oder feuchte Lappen bereithielt. Doch es hatte ihm genutzt. Heute wie damals sah man in seinem Geschäft nicht nur Bewohner des Sanità-Viertels, die Leute kamen sogar aus Capodimonte zu ihm. Sein Verhältnis zu den Kunden war bestens: Er wusste, dass man zum Friseur nicht bloß der Haare oder des Bartes wegen ging, sondern vor allem, um eine kleine Auszeit von Frau und Arbeit zu nehmen, und gelegentlich auch von der Partei. Er hatte ein besonderes Gespür dafür entwickelt, im richtigen Moment zu plaudern oder zu schweigen, und wusste zu den wichtigsten Themen stets etwas beizutragen.

Mit der Zeit war er zum Fachmann für Fußball, Frauen, Geldangelegenheiten und Fragen der Ehre geworden. Die Politik mied er, in jener Zeit ein gefährliches Terrain. Ein Obsthändler hatte sich einmal beklagt, weil es so schwierig war, Waren zu beschaffen. Daraufhin hatten vier Kerle,

die man im Viertel nie zuvor gesehen hatte, aus seinem Wagen Kleinholz gemacht und ihn als »Verräterschwein« beschimpft. Auch Klatsch vermied er, man konnte nie wissen. Er sah seinen Salon voller Stolz als eine Art Klub, und deshalb sorgte er sich, dass das, was vor einem Monat vorgefallen war, einen Schatten auf sein ehrbares Geschäft werfen könnte.

Ein Mann hatte sich in seinem Laden umgebracht; ein alter Kunde, noch aus den Zeiten seines Vaters. Er war ein jovialer, offenherziger Kerl gewesen, der Ciro jedoch immerzu sein Leid geklagt hatte: seine Frau, die Kinder, zu wenig Geld. Ein Beamter, Ciro erinnerte sich nicht an die Dienststelle, vielleicht hatte er sie auch nie gewusst. In letzter Zeit hatte sich die Miene des Mannes verfinstert, er schien abwesend, sprach nur noch wenig und lachte auch nicht über die legendären Witze des Friseurs. Seine Frau hatte ihn verlassen und die beiden Kinder mitgenommen.

Ohne jede Vorwarnung hatte er, als Ciro ihm gerade sorgfältig mit dem Rasiermesser die linke Kotelette stutzte, dessen Handgelenk gepackt und sich mit einem einzigen, entschlossenen Ruck die Kehle durchgeschnitten, von einem Ohr zum anderen. Gott sei Dank waren Ciros Angestellter und zwei Kunden mit im Laden gewesen, sonst wäre es unmöglich gewesen, die Polizisten und den Richter davon zu überzeugen, dass es sich um Selbstmord handelte. Ciro hatte sofort alles sauber gemacht und hielt den Laden am nächsten Tag geschlossen, darauf bedacht, nichts durchsickern zu lassen. Zum Glück war der Tote aus einem anderen Viertel; in dieser abergläubischen Stadt war der Ruf schnell ruiniert.

Daran dachte Ciro Esposito an jenem letzten Winter-

abend, als er sich nach dem Putzen anschickte, die beiden schweren Holzläden der Eingangstür zu verriegeln. In der Via Salvator Rosa war er der Einzige, der so spät Feierabend machte. Aber der Tag war noch nicht zu Ende. Ein Mann betrat den Salon und murmelte einen Gruß.

Ciro kannte ihn, es war einer seiner merkwürdigsten Kunden: ein schlanker, mittelgroßer Herr um die dreißig mit dunklem Teint und schmalen Lippen, der meistens schwieg und auch sonst nicht weiter auffiel. Ungewöhnlich waren nur seine grünen, glasklaren Augen, und die Tatsache, dass er nie einen Hut trug, noch nicht einmal im Winter. Obwohl oder gerade weil er so wenig über ihn wusste, fühlte sich in seiner Gegenwart äußerst unwohl; natürlich konnte man es sich in diesen Zeiten nicht leisten, seine Kunden zu verärgern, erst recht nicht die Stammkunden, aber gerade dieser hier gehörte nicht zu den einfachsten. Er verhielt sich immer gleich: Jedes Mal grüßte er, nahm Platz, schloss die Augen wie im Schlaf und saß dann stocksteif auf seinem Lehnstuhl, als wäre er einbalsamiert. Nun also, auf ein Neues.

»Guten Abend. Was darf's sein?«

»Nur die Haare bitte. Nicht zu kurz. Etwas Schnelles.«

»Sehr wohl, der Herr. Ich beeile mich. Wird nicht lange dauern. Nehmen Sie doch Platz.«

Der Mann setzte sich und blickte sich rasch um. Ciro sah, wie er zusammenzuckte und einen Augenblick die Luft anhielt. War es Einbildung oder hatte er den Stuhl ganz hinten im Salon angestarrt, den des Toten? Allmählich wurde es bei Ciro zu einer fixen Idee: Es kam ihm vor, als würde jeder, der hereinkam, Blutflecken bemerken, obwohl er die doch so geduldig weggewischt hatte.

Mit einer nüchternen Geste strich der Kunde sich eine widerspenstige Haarsträhne, die ihm bis zur schmalen Nase reichte, aus der Stirn. Im künstlichen Licht wirkte er noch blasser, wie ein Leberkranker. Der braune Teint erschien heute fast gelblich. Der Mann seufzte und schloss die Augen.

»Fühlen Sie sich nicht wohl? Kann ich Ihnen ein Glas Wasser bringen?«

»Nein, es geht schon. Bitte beeilen Sie sich.«

Ciro begann, an den Nackenhaaren des Kunden herumzuschnippeln, er arbeitete flink. Er konnte nicht wissen, was der andere mit geschlossenen Augen nicht anzuschauen versuchte.

Dieser sah hinten im Raum einen Mann sitzen: Der Kopf war zwischen die Schultern gesunken, die Hände lagen auf den Beinen, um den Kragen ein schwarzes Tuch, den Blick auf den Spiegel an der Wand gerichtet. Direkt über dem Tuch klaffte ein enormer Schnitt, wie ein von Kinderhand gemaltes Lächeln, aus dem in regelmäßigen Abständen ein Schwall Blut schwappte. Mit geschlossenen Augenlidern sah der Kunde, wie der Tote langsam den Kopf zu ihm umdrehte, und hörte ein leichtes Knirschen der Halswirbel, hörte, wie die beiden Fleischlappen der offenen Wunde gegeneinanderrieben.

Mal sehen, was die Schlampe jetzt sagt. Jetzt, wo sie den Kindern den Vater genommen hat.

Der Kunde legte die Hand an die Schläfe. Dem Friseur wurde es immer mulmiger zumute; um diese Uhrzeit lief draußen niemand mehr vorbei und sein Angestellter, dieser Nichtsnutz, war schon vor einer ganzen Weile gegangen. Was würde denn noch geschehen? Die Schere klap-

perte schneller und schneller. Der Mann hielt die Augen geschlossen, und Ciro sah, wie sich auf seiner Stirn Schweißperlen bildeten. Vielleicht hatte der Herr Fieber.

»Gleich haben wir's. Zwei Minuten noch und Sie können gehen.«

Aus der Tiefe des Ladens hörte der Kunde erneut die Klage des Toten.

Draußen, hinter der weit geöffneten Tür, herrschte Schweigen, und der Frühling wartete. Die Luft schien zu stehen.

Das Geräusch der Schere klang dem Kunden in den Ohren wie ein verrückt gewordener Hummer. Er war entschlossen, das Flüstern des Toten zu ignorieren. Was willst du denn noch sehen? Gar nichts mehr wirst du sehen. Weder, was die Schlampe sagt, noch irgendetwas anderes.

Der Friseur löste das Tuch vom Hals des Kunden.

»So, der Herr, wir wären fertig.«

Der Mann warf einige Münzen auf das Tischchen, das als Kasse diente, trat nach draußen und atmete tief durch. Er glaubte zu ersticken.

Die feuchte Abendluft empfing Luigi Alfredo Ricciar-di, Kriminalkommissar beim mobilen Einsatzkommando des königlichen Polizeipräsidiums von Neapel. Der Mann, der die Toten sah.

Tonino Iodice kam zurück nach Hause zu Frau, Mutter und drei Kindern. Der Tag war lausig gewesen. Wie jeden Abend war er unten in dem alten Palazzo in der Via Montecalvario stehen geblieben, um seinem Gesicht den Ausdruck eines müden, doch zufriedenen Familienvaters zu verleihen, für den die Dinge gut laufen. Er wusste, dass

das nicht stimmte, aber er verstellte sich ihnen zuliebe, wollte die Last nicht auch auf ihre Schultern laden.

Tonino hatte einen Pizzawagen gehabt und sich eigentlich ganz gut damit durchgeschlagen. Nur hatte er das nicht erkannt und unbedingt etwas Neues versuchen wollen. Jeden Morgen war er um fünf Uhr aufgestanden, hatte Teig und Öl vorbereitet, den Wagen fertig gemacht, sich möglichst warm angezogen, wenn es kalt war, oder sich im Sommer auf brennende Sonne eingestellt und war Richtung Stadt losgezogen. Jeden Tag derselbe Weg, dieselben Gesichter, dieselben Kunden.

Die Leute mochten Tonino und hörten ihn gern bei der Arbeit singen, denn er hatte eine schöne Stimme. Er flirtete mit den hübschen Frauen, tat verliebt, und die lachten und sagten: *Ja, ja, lass gut sein, Toni, gib' die Piz~~z~~za her und zieh los.* Er war jemand, der gute Laune verbreitete, mit seinem Wagen, und die Polizisten gingen an ihm vorbei, ohne nach Genehmigungen und Konzessionen zu fragen. Manchmal blieben sie auch stehen und er bot ihnen eine Pizza an, ohne Geld dafür zu verlangen: *Geht auf's Haus!* So verstrichen die Monate und die Jahre. Er hatte geheiratet; seine hübsche Concettina war noch fröhlicher und noch ärmer als er. In kurzen Abständen kamen Mario, Giuseppe und Lucietta zur Welt, schön wie die Mutter und laut wie ihr Vater, bloß essen konnten sie wie Vater und Mutter zusammen. Mit dem Wagen kam er nicht mehr nach.

Also hatte er sich gedacht, dass vor allem die Reichen auswärts essen und dass die Reichen sich an einen gedeckten Tisch setzen und bei Mandolinenmusik trinken und feiern möchten. Als der alte Hufschmied im Vicolo San

Tommaso in Rente ging, wurde sein Laden frei. Darin war Platz genug für zwei große und ein bis zwei kleine Tische. Am Anfang würde er die Pizzen backen und Concetta bedienen; später dann, wenn alles angelaufen war, könnte auch Mario, der Älteste, mithelfen.

Trotz der Ersparnisse der Mutter und allem, um was man Verwandte und Freunde hatte bitten können, fehlte allerdings immer noch eine schöne Stange Geld. Der Wagen war schon verkauft, es gab kein Zurück mehr. Da hatte ein Freund ihm erzählt, dass in der Sanità eine alte Frau Geld zu niedrigen Zinsen verlieh, auch langfristig.

Er war zu ihr gegangen und hatte bekommen, was er brauchte. Vor sechs Monaten hatte er die Pizzeria eröffnet.

Zur Einweihungsfeier waren alle gekommen, Verwandte, Freunde, Bekannte – nur die Alte nicht, denn sie ging nicht gerne aus dem Haus. Alle waren gekommen und hatten gegessen, am ersten und am zweiten Tag, um Glück zu wünschen, und er hatte kein Geld von ihnen genommen. Danach allerdings ließen sich weder Freunde noch Verwandte je wieder blicken.

Tonino begriff, dass die Alten Recht haben, wenn sie sagen, der Neid treffe die Leute härter als der Schlag. Natürlich ging ab und zu jemand vorbei und kam herein, aber das Lokal lag nicht an einer Hauptstraße, man musste es kennen, um hinzufinden, und niemand kannte es. Nach und nach vergingen Tage und Monate und Tonino merkte, dass er eine Dummheit begangen und zu viel Geld für Einrichtung und Vorbereitungen ausgegeben hatte, Geld, das für immer verloren war. Nach drei Monaten hatte die Alte das Darlehen um weitere zwei Monate verlängert, un-

ter Erhöhung der Zinsen, danach hatte sie ihm nur noch einen Monat Aufschub gewährt und ihn schreiend und schimpfend hinausgeworfen. Sie hatte ihn gewarnt: Die Frist lief zum letzten Mal ab und er würde bezahlen müssen.

Als Tonino die Tür zu seiner Wohnung öffnete, sprang Lucietta ihm auf den Arm und bedeckte ihn mit Küssen. Sie war immer die Erste, die ihn ankommen hörte. Er drückte sie an sich, und mit erstarrtem Lächeln ging er dem Rest der Familie entgegen. Er spürte, wie sein Herz sich ihm in der Brust zusammenzog. Am nächsten Tag würde der Wechsel fällig sein, zum letzten Mal. Und er hatte nicht einmal die Hälfte des Geldes zusammen.

II Der Frühling erwachte in Neapel am vierzehnten April Neunzehnhunderteinunddreißig, kurz nach zwei Uhr morgens.

Er kam zu spät und wie üblich mit einem frischen Südwind nach einem Platzregen. Die Ersten, die ihn witterten, waren die Hunde auf den Gutshöfen des Vomero und in den Gassen des Hafenviertels; sie streckten die Schnauzen in die Luft und schnupperten, um gleich darauf mit einem Schnaufen wieder einzuschlafen.

Rituccia schlief nicht, sie tat nur so. Manchmal funktionierte es, und er blieb nur stehen, um sie anzuschauen, bevor er wieder zurück auf den Hängeboden ging. Dann hörte sie das alte Bett knarren, wenn er sich darin umdrehte, und bald darauf sein kratziges Schnarchen; ein fürchterliches Geräusch, das dem Mädchen jedoch wun-

derschön erschien, weil es sie vor dem Grauen bewahrte. Manchmal. Manchmal war es ihr vergönnt zu schlafen.

Aber heute Nacht hatte der Frühling ans Fenster geklopft und das Blut aufgemischt, dem der billige Wein der Taverne am Ende der Gasse bereits zugesetzt hatte. Sich schlafend zu stellen nützte ihr nichts. Wie jedes Mal, wenn sie die Hände ihres Vaters auf sich spürte, dachte sie an ihre Mutter. Und verfluchte sie dafür, tot zu sein.

Carmela wimmerte im Schlaf; die Arthritis brannte ihr wie ein glühendes Eisen auf den Knochen. Ihr war nicht kalt, die schwere Decke hielt sie warm und es kam keine Feuchtigkeit von den Wänden. Wäre sie wach gewesen, hätte die Alte mit Stolz die Blumentapete betrachtet, die sie erst vor kurzem hatte anbringen lassen. Sie hätte sich gesagt, dass sie sich mit diesen ganzen Blumen an den Wänden den Frühling gekauft hatte und dass die Blumen in der neuen Jahreszeit miteinander wetteifern würden, die Farben auf dem Balkon mit denen im Haus.

Aber Carmela sollte der Frühling versagt bleiben. Die Blumen dagegen nicht; die würde sie bekommen. Aber sie würde sie nicht mehr sehen.

Emma drehte sich vorsichtig auf die Seite. Sie war darauf bedacht, ihren Mann nicht aufzuwecken, der links neben ihr schlief. Aus Erfahrung wusste sie, dass die tausend kleinen Beschwerden dieses alten Egoisten schlimmer werden würden, wenn eine Bewegung der weichen Wollmatratze ihn zu früh aus dem Schlaf holte. Im Halbdunkel beobachtete sie sein Profil; durch die Seidengardinen drang das Licht der Straßenlaternen. Hatte sie ihn jemals geliebt? Falls ja, erinnerte sie sich nicht daran.

Sie lächelte im Dunkeln, ihre Katzenaugen leuchteten. Keine Nacht mehr, kein Frühling mehr ohne Liebe. Ihr Mann schlief mit offenem Mund, mit Haarnetz und bis zum Hals zugeknöpftem Nachthemd. Oh Gott, wie sehr ich ihn hasse, dachte sie.

Jenseits der Holzbretter, mit denen die Tür der Kellerwohnung verbarrikiert war, hörte Gaetano die Mäuse durch die Gasse huschen. Tagsüber verkrochen sie sich in den Einlaufschächten der neuen Abwasserkanäle, mit Ausnahme der fetten und kranken Exemplare, die von den Kindern gejagt und getötet wurden; nachts allerdings, und zwar schon seit einer Woche, hörte er sie herumflitzen. Vielleicht waren wärmere Tage im Anmarsch. Seine Mutter war endlich eingeschlafen. Noch bis vor einer Stunde hatte er ihre unterdrückten Schluchzer neben sich gehört; dann hatte die Müdigkeit doch gesiegt. Nun lagen zwei, drei Stunden Frieden vor ihr, bevor alles von neuem begann. Gaetano schlief nicht, sondern dachte an das, was beschlossen war. Es musste sein, sie konnten so nicht weitermachen. Sanft schloss er die Augen und wartete, wie jede Nacht, auf den Morgen.

Attilio konnte nicht einschlafen. Heute Abend war er grandios gewesen, aber wie üblich hatte niemand es bemerkt. Während er im Dunkeln dalag und rauchte, spürte er, wie die Enttäuschung, Begleiterin so vieler Nächte, ihm zu schaffen machte. Ohne etwas erkennen zu können, ließ er seinen Blick schweifen; es gab ja ohnehin nichts zu sehen, dachte er, höchstens Trostlosigkeit. Und doch fühlte er es und hatte es immer gefühlt: Eines Tages würde er reich

und berühmt sein, von allen verehrt und angebetet. Wie dieser eingebildete Lackaffe, der ihm absolut nichts voraus hatte. Fangen wir beim Geld an. Das Geld bringt auch den Rest. Seine Mutter hatte es ihm schon immer gesagt, von Kindheitstagen an. Das Geld kommt vor allem anderen. Eine Woche noch. Dann war Schluss mit trostlosen Zimmern in schäbigen Pensionen.

Filomena schlief unruhig. Sie träumte. Im Traum stand sie vor ihrer Tür und sah sich selbst heraustreten, eingehüllt in einen langen schwarzen Schal, den sie wie immer auch um ihr Gesicht geschlungen hatte, um es zu verbergen.

Auf der Tür prangte in riesigen roten Buchstaben das Wort HURE. Einfach so, ganz schlicht und eindeutig: wie ein Familienname. Sie sah sich voller Scham den Kopf senken, eine Schuldige ohne Schuld. Hure. Keine Männer, keine Liebschaften, keine Blicke, kein Lächeln. Dennoch Hure. Im Traum spürte sie die Panik, die Angst davor, dass ihr Sohn den Schriftzug entdecken würde, wenn er nach Hause kam. Mit tränenfeuchten Händen versuchte sie, ihn wegzuwischen, aber je mehr sie sich bemühte, desto größer wurde die Schrift, desto roter ihre Hände. Rot durch eine altbekannte Schuld: schön zu sein.

Enrica schlief in dieser ersten Nacht der neuen Jahreszeit; auf dem Nachttisch ihre Brille, ein Buch und ein halbvolles Glas Wasser. Der zusammengefaltete Morgenrock lag auf dem Armstuhl unter dem Stickrahmen.

Im Dunkel des Traumes eine ungewohnte Berührung, ein fremder Geruch und zwei Augen, die sie ansahen. Grüne Augen. Im Traum spürte die junge Frau, wie die Ankunft des Frühlings ihr Blut durcheinanderwirbelte.

Nur wenige Meter weiter, doch fern wie der Mond, war der Mann eingeschlafen. Er hatte gegessen, dann ein wenig Radio gehört und ihr vom Fenster aus beim Sticken zugesehen; in ein fremdes Leben tretend, als wäre es sein eigenes; Gegenstände mit fremden Händen berührend, lachend mit fremdem Mund, Geräusche und Stimmen erahnend, die er jenseits der Glasscheibe nicht hörte.

Dann kam der Schlaf, der eine neue Unruhe mit sich brachte, ein neues Verlangen unter der Haut, fast wie ein Gefühl der Übelkeit; dabei war es der Frühling, das Blut geriet in Wallung. Und schließlich das Dunkel, das die Bilder seiner Schrecken barg, die letzte Erinnerung an die Zeit seiner Unschuld.

Im Traum war der Mann wieder Kind und es war Sommer, die Hitze brannte ihm auf der Haut. Er lief mit gesenktem Kopf durch den Weinberg neben dem Anwesen seiner Eltern, wie immer spielte er allein. Im Traum roch er seinen Schweiß und die Trauben. Und auch Blut. Das Blut des Mannes, der im Schatten auf der Erde saß, mit ausgestreckten Beinen, die Arme am Boden, den Kopf auf der Schulter. Das Heft eines riesigen Messers ragte aus dem Brustkorb hervor wie ein Armstumpf, ein verstümmeltes drittes Glied. Im Schlaf hörte er den Mann auf wundersame Weise aufatmen.

Wie damals hob der Tote den Kopf und sprach zu ihm, und das Schrecklichste daran war, dass es ihm, wie damals, kein bisschen merkwürdig vorkam. Im Traum wandte er sich abermals um und rannte weg; und der Mann, zu dem das Kind mittlerweile geworden war, wimmerte im Schlaf. Es würde ihm nicht gelingen, davonzurennen: Hundert, ja tausend Mal sollten die Toten noch aus unbekanntem

Mündern zu ihm sprechen, und ebenso oft würden sie ihn aus leeren Augen anstarren und knöchrige Finger nach ihm ausstrecken.

Draußen vor dem Fenster wartete der Frühling.

III Ricciardi mochte Neapel am liebsten in den frühen Morgenstunden. Es waren kaum Leute unterwegs und außer den entfernten Rufen der ersten fliegenden Händler nur wenige Geräusche zu hören. Man begegnete keinen Blicken, man musste den Kopf nicht gesenkt halten, um das Gesicht, die Augen zu verbergen.

Er freute sich über die Ankunft des Frühlings, doch war es eine zurückhaltende Freude, da er wusste, was ihn erwartete. Der Frühling, dachte Ricciardi, während er in Richtung Piazza Dante lief, verwandelte die Seelen der Menschen wie die Äste der Bäume; genau wie diese festen, dunklen Pflanzen, durch jahrhundertlanges Warten stark und unerschütterlich geworden, in dieser Jahreszeit vollkommen durchdrehten, indem sie knallig bunte Blüten zur Schau stellten, so setzten sich auch die besonnensten Leute die verrücktesten Ideen in den Kopf.

Obwohl er kaum über dreißig war, hatte Ricciardi schon gesehen, und sah täglich von neuem, wozu die Menschen fähig waren, auch diejenigen, die für das Böse am wenigsten empfänglich schienen. Er sah weit mehr, als er gewollt hätte: den Schmerz, den überwältigenden, sich wiederholenden Schmerz. Den Zorn, die Bitterkeit, ja die überhebliche Ironie im Augenblick des Todes. Er hatte gelernt, dass der natürliche Tod einen Schlusstrich unter das Leben zog. Er ließ keine Ungewissheiten für die Zukunft,

schnitt alle Fäden ab und vernähte die Wunden, bevor er sich mit seiner Last auf dem Buckel auf den Weg machte und sich die knöchigen Hände am schwarzen Gewand abrieb. Anders der gewaltsame Tod, der hatte keine Zeit dazu, musste schnell wieder los. In jenen Fällen begann das Schauspiel, gewann der äußerste Schmerz vor Ricciardis Augen Gestalt: Nur er, der einzige Zuschauer im verwesenen Theater der menschlichen Qual, war Zeuge dieser Aufführung. Seine Gabe nannte er es. Der Gedanke, den der Sterbende nicht abzuschließen vermocht hatte, prallte ihm entgegen und schrie nach Rache. Wer so aus dem Leben schied, schied mit zurückgerichtetem Blick und hinterließ eine Botschaft, die Ricciardi erhielt, indem er diesen letzten, zwanghaft wiederholten Gedanken hörte.

Auf der Piazza Carità öffneten sich die ersten Fenstertüren und der Platz belebte sich allmählich. Auf seinem Weg zum Polizeipräsidium erkannte Ricciardi wie jeden Morgen, dass er gar keine Wahl gehabt hatte, er konnte nur diesen Beruf ausüben und sonst keinen.

Er hätte nicht die Kraft gehabt, den Schmerz zu ignorieren und sich abzuwenden oder sein Geld ringsum in der Welt zu verprassen. Man kann sich selbst nicht entfliehen. Er wusste, dass seine Verwandten sich nicht erklären konnten, warum er, der einzige Sohn des verstorbenen Barons von Malomonte, nicht auch als Baron von Malomonte lebte und die gesellschaftlichen Kontakte nutzte, die ihm sein Name eröffnet hätte. Er wusste auch, dass seine alte Kinderfrau, die siebzigjährige Tata Rosa, die sich um ihn kümmerte, seit er klein war, ihm Gelassenheit und ein wenig Frieden gewünscht hätte. Niemand konnte sich sein Schweigen erklären, den gesenkten Blick, die immerwährende Schwermut, die ihn umgab.